

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Der Heimgang
Autor: Gassert, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575310>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sein Herz öffnete sich weit und ließ das Glück herein. Jetzt sah er das Räuchlein auf einmal ernst emporsteigen, stracks dem fernen Himmel zu. Da nahm

Hansjakob sein Hüttlein ab und sagte leise: „Ich danke!“ Und wie ein Junger schritt er in seinen Tannenhof. . .

Der Heimgang.

Nachdruck verboten.

Skizze von Paul Gassert, Zürich.

Die Donau fließt so treuherzig und bescheiden durch Tuttlingen wie irgendwas, aber dann wird sie doch noch romantisch, und je größer um so eigener, weil sie mancherlei Land sieht, bis sie mächtig durch weites Heidefeld hinausht. Auch die Anwohner sind andere am oberen und unteren Lauf; arme Spielleute spielen sich an der Donau hinauf, und Zigeunervolk aus der Heide kommt in die hügeligen deutschen Länder. Ein solcher brauner Spielmann war ganz hinauf an die schwäbische Donau geraten, und da fand sich eine helläugige Bauernmagd, die ihm so anhing, daß er da oben blieb: sie zogen zusammen einen Karren durchs Land, sie waren Kesselflicker und Spieler nach Bedarf, und drin im Karren lag ein klein braun Büblein. So trieben sie's manche Jahre. Dann, als der Bub schon anfang, auf seines Vaters Geige zu spielen, kam noch ein zart hell Rindlein, ein Mägdlein; aber als aus dem Bub ein Bursch werden wollte, starb der Vater, und die Mutter starb ihm nach, und die Kinder mußten den Bauern zufallen. Nun war der Bub wohl zu brauchen zum Viehhüten, aber das zarte Dirnlein sollte um Gottswillen aufgenommen sein und war doch ein Landstreicherkind. Da wurde der Bub Gemeinhüter, das Dirnlein wurde unter den Bauern herumgegeben zum Nähen und zum Kleiden, und die Geschwister waren auseinandergerissen und auch wieder nicht. Der Bub wuchs zum Burschen, aber das Dirnlein siedte unter den fremden Leuten. An Festtagen mußte der Bub im Dorf aufspielen, und dann bekam er sein Schwesterchen zu sehen, und sie weinten viel zusammen. Aber drauf ward der Bursch voll Zorn und wollte den Bauern davonlaufen. Er trug das in sich, bis er sich stark genug fühlte, da nahm er einmal sein Schwesterlein bei Seit und sagte ihm, daß sie zusammen sich davonmachen sollten; sie müßten viele Tage lang dem Wasser nachlaufen und dann kämen sie nach dem Land, wo ihr Vater hergekommen sei, und das sei ihre Heimat. Aber das Dirnlein schüttelte traurig den Kopf; denn es konnte nicht viele Tage laufen, und es fürchtete die fremden Gesichter, das franke, verzehrte Geschöpf. Nun wollte der Bursch allein ziehen und hernach sein Schwesterlein holen, und das war's zufrieden, wollte geduldig warten, bis zum Winter. Dann sahen sie sich ein letztes Mal; sie stahlen sich des Nachts an den Fluß hinaus, da rauschte das Wasser so munter, und das Dirnlein weinte so herzbrechend; aber endlich versuchte es aus Tränen zu lächeln. Es wand ein Blumenkränzlein, tat das behutsam aufs Wasser, und nun sollte der Bursch ihrem Kränzlein nachlaufen und sie wollte noch viele nachsenden. Dann lief sie selber ein Stücklein mit und sah bald auf einem Stein, weß, müd; sie hörte den Bruder noch von weitem sein Geiglein klopfen und aufspielen und sank mit den verfliegenden Tönen schläfrig in sich

hinein, müd, weß. Er aber zog frisch nach dem jungen Tag. Die Morgenröten kamen, und die Vögel schmeterten das Lied der Morgenröten. Die Sonne selber kam, und alles glückte ihr entgegen, und der Bursch meinte, er marschiere geraden Wegs ins gelobte Land. Die Wasser im Fluße sprudelten und waren etwas schneller als er; er sah ein Kränzlein dahinschwimmen, es war mittendrin und schwamm ihm davon.

Aber es war das letzte Kränzlein gewesen, das ein Grüßen brachte. Die Straße blieb nicht immer am Wasser, sondern da waren viel andere Dinge, die eine Straße an sich ziehen und munter machen. Da waren stattliche Dorfschaften, Herrensitze und Klöster, da waren Städte und Märkte und laute Wallfahrtsorte, endlich breite und weite Nebentäler; manchmal wollten die Berge nur eben den Fluß durchlassen, sie drängten enge zusammen und hüllten sich ganz in Wald, daß sie starrten im lieblichen Umland und sich erhoben wie eine Schar gepanzerter Reiter im Volksgewimmel. Auf dieser Heerstraße zog nun der Bursch einher, und staunte er anfangs groß über das neue Wesen, so blieb bald wenig Zeit zum Stauen; denn jeder Tag brachte ein anderes, und ein neuer drängte zurück, was der vorige gebracht hatte. Es sank das stille Dorf der Kindheit zurück in die stillen Winkel der Seele. Sei, wie standen da unten die Kornfelder hoch und lastend; der Bauer konnte wohl einen Spielmann brauchen zum Erntefest. Sei, seine Bäuerin, die schonte ihr Butterfaß nicht, und es war doch nie leer! Da ließen sich wohl die mageren Zeiten vergessen. Da ward das Gespiel eine Lust. Als dann alles eingebracht und die Scheunen voll für den Winter, gingen Bauer und Bäuerin zur Wallfahrt. Um die Wallfahrtskirche lagerten sie alle, sich zu erfreuen untereinander, nachdem sie der himmlischen Güte sich erfreut hatten, und sie konnten wiederum den Musikanten gut gebrauchen. Denn sie hatten das ihre getan, und die Heiligen hatten das ihre getan, und es war Ruhe auf den Feldern. Dann fuhren die rauhen Winde über's Brachland, und sie trieben alles Haltlose vor sich hin: sie trieben stromab, und der Bursch trieb mit ihnen stromab. Da waren schwere Marktschiffe, und die drauf ließen gern eins aufspielen, bis das Schiff anlegte mit knirschendem Ruck. Aber da hielt wiederum eine Stadt ihre Tore weit offen, weil Marktzeit war und der Spieler mit dem Marktvolk willkommen, und da waren stolze Bauten und stolze Leute und ein rauschendes Leben, lauter als der rauschende Strom. Es kam der weiße Winter; die Märkte hörten auf, und die Städte wurden farg wie das verschneite Land ringsum, aber da lag weiter unten am Strom die Kaiserstadt Wien in Pracht und Herrlichkeit: wo die Feste nimmer aufhören, sondern Geld und Kurzweil ist in allen Ecken und nur an Spielleuten Mangel. Zwar das Wandern



Rudolf Mäurer, Bern.

Neunjähriger Emmentalerbub.
Aus G. Friedli „Bärdbüsch“ I.

ward einem mühsam in Schnee und Kälte, und die Türen waren jetzt alle verschlossen; man mußte pochen, daß sie aufgetan wurden, und bitten, daß man Einlaß fände, und wenn der Schneesturm heulte, mußte man auch schreien, daß man vor dem Schneesturm wäre. Die Heerstraße ging wieder mit dem Wasser; aber das Wasser war ein machtvoller Strom geworden, der dahinfuhr in alle Weiten, und man bekam ihn nicht zu sehen, denn die Seiten waren breites Sumpfland. Der Bursch wanderte einen waderen Tag, und immer hatte er zur Linken den langen Saum vom Sumpfland. Dann in die Dämmerzeit schob sich ein schöner, waldiger Bergrücken quer vor die Ebene, als wollte er alles versperren, und dahinten, hinter dem stillen Bergwald soll das frohe Wien sein, und den Burschen ergriff eine wilde Lust, daß er nicht länger an Türen klopfen möchte, sondern wanderte in die Nacht hinein gegen Wien. Der Mond kam voll und prächtig über den Bergwald herauf: es war dem Burschen, als hätte der seinen Glanz von der Kaiserstadt und als zöge ein leichtes Klingen hinter ihm her von der Kaiserstadt. Er langte schnell nach seiner Geige, aber die Finger waren steif und kalt; so zog er still und trohig fürbaß. Die ragende Kirche von Klosterneuburg stand vor ihm, das Städtchen lag dunkel daneben mit geschlossenen Toren, und er stampfte abseits in die verschneiten Felder. Da vernahm er plötzlich durch die Stille der

Nacht das eintönige Rauschen des Stromes. Er stand einen Augenblick und lauschte. Es ward das Rauschen schreckhaft; er wandte sich, da war der Berg nah und drohend vor ihm, daß er kreuz und quer lief, sinnlos; aber einsmals war die Heerstraße zwischen Berg und Rauschen. Er atmete hoch auf; aber nun fiel die Müdigkeit mit aller Macht auf ihn. Das Grauen ging ihm zur Seiten. Ein Lichtlein stand an der Straße, er fand eine offene Kapelle, er trat hinein, zitternd vor Kälte. Drin brannte ein fromm Licht, brannte der guten Jungfrau. Er kauerte in eine Bank und starrte nach dem Bild der Jungfrau. Ein weiß Gesicht, zart, trauer- voll; die Erinnerung überfällt ihn. Er schaut in der Schwester trauervolle Augen, die aus Tränen zu lächeln suchen; er starrt hinein — langsam fallen die eigenen Augen zu. Und nun träumt er von ihnen beiden. Sie wandern Hand in Hand, aber ein jeder Schritt ist wie hundert Schritte; vor ihnen ist eine blumige Wiese, aber jenseits sitzt Vater auf der Hausbank und geigt und Mutter schaut nach ihnen. Sie eilen freudig dahin. Aber nun ist es keine Wiese, sondern der große Strom, und die Blumen sind schwimmende Kränzlein, und das Schwesterlein sitzt weinend am Ufer und wirft immer neue Kränzlein hinein. Da erwacht er, fühlt seine steifen kalten Glieder. Er versucht sich zu erheben, aber alles ist so bleischwer an ihm. Ein Frostschauer schüttelt ihn, macht ihm die Zähne klappern. Er versucht zu stehen, taumelt, fällt und rafft sich empor. Nun bestimmt er sich, wo er geblieben, und will wieder marschieren. Mit schwerem Tritt schwankt

er dahin. Da ist der Bergabhang, zwingt die Straße zur Linken gegen das Rauschen hin. Er schwankt dahin. Plötzlich öffnet sich diese verhüllte Linke, und die Straße hängt über der rauschenden Donau. Der Bursch starrt aus schlaftrunkenen Augen in die schwarzen fließenden Wasser, nach dem schwarzen gluckenden Wasser. Er denkt nicht mehr an das frohe Wien, das da hinter dem Berg ist in Pracht und Macht, nein, da ist ein langer langer Weg mit dem ziehenden Strome, in seinen Ohren ist die eintönige Musik des ziehenden Stromes. Und die Matte ist an seiner Seite, die graue Pilgerin; sie nötigt zum Rasten, sie drückt ihn nieder auf einen Wegstein, die schweren Glieder wollen schlafen, die lallenden Augen irren nach der lebendigen Fläche des Stromes. Da ist lauter treibendes Eis, es gleitet heran, leuchtet einen Augenblick grün herauf und verschwindet. Aber jede Scholle hat einen weißen Saum, eine Verbrämung, und diese Verbrämung schimmert noch, wenn die Scholle schon ins Dunkel versinkt. Und dann ist es, als wenn lauter große grüne Blumen dahinschwommen, eine jede mit weißem Saum, große leuchtende Blumen, dann ist es wieder der Strom im Traum, aber der Bursch allein am Ufer. Das gleitende Eis ist nun in Kränze gefaßt, Kränze von Schwesterchen, geflochten zu mahnen, zu grüßen. Aber da sitzt er noch immer und geigt. Endlich erscheint ein fernes Licht auf dem Strom, und das Licht ist ein

weißes Engelnchen, das fährt auf den schönen umkränzten Stromblumen, und das Engelnchen ist sein Dirnlein, das winkt ihn heraus zu sich. Er fährt noch einmal auf, glözt in das gleitende Eis, tappt, taumelt,

tappt, fällt, ein Schrei in die Finsternis und ein kurzes Gurgeln — das Wasser schießt dahin, endlos — endlos rauscht es dahin ...

Frühmesse.

Nachdruck verboten.

Skizze von Lotte Huebner (Lo Lott), Hamburg.

Wie eine im Wind schwankende Schnur zog sich die endlose Reihe der Karossen durch das graue Licht des dämmernden Morgens. Von der Engelsbrücke kam sie heran, reichte geschlossen bis zu der großen Treppe vor St. Peter, bog um und wand sich in schmalen Streifen durch die kleinen Seitengassen, die vom Vatikan herab zu taubenreichen Plätzen führen; denn vor San Pietro war das Aufreihen der wartenden Wagen verboten. Der Platz mußte freibleiben für das Fußvolk, für die Händler mit Heiligenbildern und Reliquien, mit Apfelsinen und heißen Maronen und für die Unzähligen, die von der ersten bis zur letzten Treppenstufe hinauf mit den Gebrechen ihres Körpers und dem Segen ihres Leibes an die durch die Erhabenheit des Ereignisses zur Mildtätigkeit gestimmten Herzen appellierten. Arme, Kranke, Krüppel und die, so schwachen Sinnes waren, drängten sich mit erhobenen leeren Händen durch die Knäuel kraftstrotzender Frauen, die aus rosenbunten Umschlagtüchern das jüngste Leben hochhielten, um für das stufenweise Glend zu bitten, das, in schmutzigen Lumpen und wirrem Gelock an ihre Rockfalten gedrängt, nur das eine Wort zu kennen schien: Soldi... soldi... soldi! Die aber, die den Karossen entstiegen, achteten des Glends nicht. Und wenn ihre Hände mechanisch auf diesen Bitttruf reagierten und Nidelsstücke auch hier und dort fielen, gab es doch für sie in diesem Augenblick nichts anderes in der Welt, als rechtzeitig und doch in stiller Ergebenheit die hundert Treppenstufen zu nehmen, um durch die breiten Seitentüren in die gewaltigste aller Kirchen zu treten, noch ehe die Bronzeflügel des Mittelportals für den heiligen Vater selbst sprangen. Sie brauchten keine Furcht zu haben, diese Eiligen. Die, so sich emsig um den Eingang drängten, waren jene Schaulustigen, jene zu dem Chaos Gehörigen, die sich aus dem Dunkel der Nacht verhungert, vergrämt, verklumpt, des Anlasses froh, auch einmal in das Grau des sonst so nutzlosen Morgens schlepten. Die Zahl der zur Frühmesse Zugelassenen war nicht zu groß, und diejenigen, die Einlaßkarten vorzeigten konnten, kamen schon hinein. Die Damen zogen die schwarzseidenen Spitzen Schleier über die Locken, faßten die knisternden Schleppen ängstlich enger zusammen, versicherten sich des Rosenkranzes und der Reliquie, schlugen unter dem ersten Bogen das erste Kreuz, griffen nach der Holztür, drängten sich durch die zweite gepolsterte und traten in den heiligen Dom...



Rudolf Mürger, Bern.

Stebzchnjährlige Emmentalerin im Sonntagsstaat. Aus „Bärndütsch“ I.

An der linken Seite des mächtigen Portals von St. Peter, wo die Rundung der gewaltigen Marmorpfeiler günstiges Versteck gewährt, wenn die Augen des Carabiniere zu scharf sehen, steht Giuseppe der Bagabund. Es ist zum ersten Mal, daß Giuseppe die fromme Unachtsamkeit vor Kircheneingängen ausnützen wird, und er steht in verlegenem Troß, die große schwarze Locke in die Stirn geschoben, unschlüssig und doch wieder sprungbereit, nach jedem Peter schielend, der heranstiegt. Ihm zur Seite steht Tommaso, der Ältere. Tommaso hat geraten, den kleinen Taschendiebstahl in den Tavernen aufzugeben und sich auf „große Sachen“ zu legen, z. B. auf einen Portefeuillefang zwischen zwei Kirchentüren. Mit dem Portefeuille erklärt sich Giuseppe wohl einverstanden; aber daß es gerade Kirchentüren sein mußten, bekümmerte ihn.

„Sieh zu, wie du zu etwas kommst, figlio mio... aber werde kein Kirchendieb!“ hatte seine Mutter ihm im Sterben gesagt, und etwas von dieser kindhaften Frömmigkeit war noch in sein Herz gekommen.

„Es könnten auch Hotel- oder Saaltüren sein,“ meinte darauf Tommaso, „aber da kommt unsereiner vorerst noch nicht hin; wir müssen mit Kirchentüren anfangen,“ und Tommaso mußte es wissen. Sein bislang durch keine unfreiwillige Zurückgezogenheit getrübt Lebensweg überzeugte Giuseppe.

* * *

In St. Peter drängten sich die Menschen um den zur Mitte errichteten Hochaltar. Zwanzig purpurbelegte Stufen führten hinan. Goldgestickte Baldachine schirmten ihn, und von der ersten Galerie der mächtigen Kuppel, wo die vier marmornen Erzengel ihre Posaunen zur ewigen Ehre Gottes anlegen, floss aus goldenem Gebläse leise heilige Melodie. Von den Altären der Nischen strömte die brünstige Wärme der Kerzen mit dem scharfen Geruch des Opferstockes, und ihr bläulichweißer Brodem kräuselte sich in immer feiner werdenden Kränzen um die in Andacht gebeugten Häupter der Gläubigen. Kein Laut ging durch die immense Weite des Raumes. Alles war Andacht, Stille, heilige Erwartung...

* * *

Die für die Messe angesagte Stunde war lange überschritten, in immer längern Abständen hielten die Wagen am Fuß der Treppen. Jeder konnte der letzte sein. Giuseppe stand untätig gegen den Marmorpfeiler gedrückt. Tommaso zeigte ihm